Vierte Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 267. Sonntag den 23. September 1888. 82. Jahrgang.

Der gute Doctor.

Erzählung von J. Jsenbeck.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Gott sei gelobt und gedankt", fing nun Friedrich an, der ein Gespräch über seine Herrin doch immer für das Interessanteste und Wichtigste hielt, „Gott sei gelobt und gedankt! — Nicht nur gesund von der schweren Krankheit ist unsere Gnädige geworden, nein, ganz und gar wie ausgewechselt gegen früher ist sie. Und deshalb sage ich auch immer, Gott selbst hat uns hier nach Maifeld geführt, damit der Herr Doctor und das Fräulein mit der Gnädigen zusammentrafen, denn ohne die Beiden hätt's doch noch ein böses Ende genommen!"

„Und Herrn Gronau wollen Sie dabei für nichts estimiren?" fiel Albertine ein. „Sie haben mir doch so oft erzählt, daß die Frau Gräfin —"

„Glauben Sie, daß Frau von Wolfseck so weit wiederhergestellt ist und mir erlauben kann, mein Bild persönlich zu überreichen?" fragte der Maler, um einem Wortstreit zwischen den beiden Alten zuvorzukommen.

„Gewiß, gewiß — die Frau Gräfin freuen sich schon darauf, Sie morgen zu sehen. Ihr Besuch ist auch nicht der erste, den die Frau Gräfin annehmen. Denken Sie nur, Herr Gronau, heute waren schon die Frau Bürgermeister Brand mit Fräulein Tochter hier!"

Ueber Gronau's Lippen kam in der That ein erstauntes: „Wa — as?", Dann sah er Marie an und fragte besorgt: „Sind Sie mit den Beiden zusammengetroffen?"

Marie verneinte die Frage und fügte erklärend hinzu: „Die Frau Gräfin merkte wohl, wie unangenehm mir eine Begegnung mit den Damen sein würde. Ich fand zum ersten Mal ihre Zustimmung, als ich sie bat, einen Gang nach dem Kirchhof machen zu dürfen!"

„Weshalb habe ich das nicht gewußt?" sagte Gronau leise. Der alte Friedrich rückte unruhig mit seinem Stuhle. Unverkennbar machte er den Eindruck eines Menschen, der gern mit einer ihm wichtig scheinenden Mittheilung zu Worte kommen will.

„Ja, die Frau Brand war mit ihrer Tochter hier", begann er dann hastig und lauter als gewöhnlich sprechend. „Ich habe gehört, daß der Herr Doctor auf besonderen Wunsch der Frau Gräfin gestern Abend bei Bürgermeisters war und die Damen aufgefordert hat, die Gnädige zu besuchen. Eilig genug, fast vor Thau und Tag noch, sind sie auch heute schon gekommen; ich habe mich beinahe geschämt, sie anzumelden, so früh war's noch. Und aufgedonnert waren die Beiden — na, ich sage Ihnen, so 'ne Last von Spitzen und Bändern haben wir hier sonst nicht gesehen, wenn wir die größten Bälle und Diners hatten, und — —"

„Davon versteht doch eine Mannsperson nichts", fiel Albertine ein. „Ich fand die Damen ganz nett angezogen, nur ein bischen zu bunt. Aber es schickt sich gar nicht, daß wir so über Damen sprechen, die Verwandte von der gnädigen Gräfin sind, und noch dazu vor dem Fräulein und vor dem Herrn Gronau. Ihnen will wieder mal die Zunge durchgehen!"

Der also Ermahnte lachte laut auf.

„Oho, Mamsellchen!" rief er. „Was ich sage, das haben die Frau Gräfin selbst ausgesprochen. Aber lassen Sie mich ruhig erzählen. Also: Als die beiden Damen kamen, sagte ich ihnen, daß die Gnädige so früh keinen Besuch annehme. Hat mich da die Alte, die Mutter, angeschaut! Augen hat sie gemacht, na, Sie, Herr Gronau, kennen ja die Art schon. Dazu schnarrte sie mir dann zu — ganz so in dem Tone, den die alte Standuhr im Hausflur von sich giebt, wenn ich sie aufziehe — „thue Er, was ich Ihm heiße!" Denken Sie nur, die Bürgermeistersfrau nannte mich Er. Wenn meine gnädige Gräfin Er zu mir sagt, so ist mir das eine Ehre, die mir auch schon der Herr Graf selig zukommen ließen. Aber von andern Leuten werde ich mir für die Folge solche Vertraulichkeiten verbitten! Na, also, ich will gehen und die Damen anmelden. Aber ehe ich die Thür öffnen kann — meine Beine sind nicht mehr die flinksten —, da sind die Beiden schon bei der Gnädigen im Salon drin, und ehe ich mich's versehe, liegt die Tochter vor dem Sessel der Gnädigen auf der Erde, und die Mutter steht dabei und weint und lacht und schreit ein Mal über das andere: „Theure Tante" und „Angebetete Tante" und schwadronirt von ihrem Goldkindchen, ihrem Justinchen, daß einem Hören und Sehen vergehen konnte. Unsere Gnädige waren ganz starr, oder wie Albertinchen sagt, baff; wir wissen ja, wie die Frau Gräfin v. Wolfseck auf Decorum und Etiquette bei Fremden halten, wenn sie sich mit ihren Leuten auch noch so gemein machen. Zu Worte konnte die Gnädige eine ganze Weile nicht kommen; sie hatten genug zu thun, um sich vor den Umarmungen der Alten und den Handküssen der Jungen zu retten. „Rücke Er Stühle her, Friedrich", rief die Frau Gräfin endlich, „und Ihr Beiden setzt Euch jetzt ruhig hin, damit ich Luft habe!" Die Bürgermeistersfrau und ihre Tochter zierten sich dann noch eine Weile und wischten sich die Augen und rangen die Hände, aber zuletzt mußten sie sich doch auf die Sessel drücken, die ich so fünf bis sechs Schritte weit von der Gräfin hingestellt hatte. Na, was dann weiter gesprochen wurde, weiß ich nicht, aber ich habe gehört, wie die Frau Gräfin, die mir befahl, im Nebenzimmer zu bleiben, ein paar Mal heftig wurde, und wie die Brand's lamentirten und jammerten. So nach einer guten halben Stunde ging dann die Thür wieder auf und die Bürgermeisterin schoß nur so heraus, ihre Tochter hinterdrein. Ich sah, wie unsere Gnädige mitten im Salon stand und den Beiden nachrief: „Ueber meine Schwelle nie wieder!" Mich haben die Frauen gar nicht angeschaut. Hochroth im Gesicht waren sie wie die Zinshähne. Schon auf der Treppe bekamen sie untereinander das Zanken, und als ich mit ihnen durch den Garten ging, um sie bis auf die Straße zu bringen, da wurden die Schmeicheleien, die sich Mutter und Tochter sagten, immer gesalzener und gepfefferter. Zuguterletzt, dicht vor dem Gartenthor, ging das eigentliche Donnerwetter los. Justinchen, das Goldkind, erhielt von Muttern eine klatschende Ohrfeige. Aber das muß ich sagen, verstellen können sich die Beiden. Wie sie das Thor hinter sich hatten und die Straße entlang gingen, da war es, als ob sie ein Herz und eine Seele seien, und Jeder, der sie sah, mußte glauben, es gäbe auf Gottes weiter Welt keine zärtlichere Mutter und keine bescheidenere Tochter!"

Der Erzähler hielt hochaufathmend inne und sagte dann in der Art der redseligen alten Leute noch zweimal:

„Ja — so war es — so war es!"

Gronau lachte laut auf.

„Ich kann mir die Frau Brand vorstellen", meinte er. „Im Zorn muß die wahrhaft fürchterlich sein. Die Tochter könnte man bedauern. Bei einer anderen Erziehung, in den Händen einer vernünftigen Mutter, wäre sie wohl eine andere geworden!"

Marie Müller hatte sich bis dahin mit einer zierlichen Stickerei beschäftigt; jetzt hob sie den Kopf und sah den Maler an, in ihrem Blick lag etwas Beistimmendes und zugleich Dankbares für das milde Urtheil, das er ausgesprochen. Gronau's Pulse schlugen voller, er bemerkte mit einem freudigen Entzücken, daß aus des jungen Mädchens Gesicht der stolze, herbe Ausdruck mehr und mehr schwand. Sanft, weich wurden die Züge, dadurch in einer neuen Schönheit aufstrahlend; der zartfeuchte Schimmer der großen, seelenvollen Augen zeigte von dem Bewußtsein eines Glückes und zugleich von dem bangen und doch so freudevollem Sehnen nach der Lüftung des Schleiers, der geheimnißvoll die Zukunft verhüllte. Die jetzt voll erwachte Liebe hatte aus dem jungfräulichen Weibe ein neues Weib geschaffen, das von gestern war heute nicht mehr da. Wie eine von der Sonne aufgeküßte Rosenknospe neigte sich das unschuldige Mädchenherz dem Geliebten zu, sich selbst hingebend und demuthsvoll Licht und Leben wie ein Geschenk von ihm erwartend.

Gronau konnte nicht weiter sprechen. Mit echt weiblichem Scharfblick hatte aber die alte Köchin die Situation erkannt und überschaut. Die Rolle der Beschützerin zweier Liebenden gefiel ihr um so mehr, da es in diesem Falle Personen waren, die über ihr standen und denen sie sich zu Dank verpflichtet glaubte.

Fast jede Frau thut sich etwas darauf zu Gute, wenn sie ein Paar zusammengebracht, eine Heirath gestiftet hat; besonders die Ehefrauen, welche mit ihren eigenen Männern trübe Erfahrungen machten, und die Ledigen, die über die heirathsfähigen Jahre hinüber sind, halten sich für verpflichtet, den ewig bindenden Knoten für Andere schürzen zu helfen.

„Was hat denn die Frau Gräfin gesagt, als Sie zurückkamen?" fragte Albertine, Neugier heuchelnd, um Friedrich's Aufmerksamkeit von dem durch Blicke geführten Zwiegespräche der beiden Liebenden abzulenken.

„Nichts — rein gar nichts!" antwortete der alte Diener. „Dem Herrn Doctor habe ich, als er gegen Mittag kam, von dem Besuche erzählt. Ich fürchtete, die Aufregung könnte der Gnädigen geschadet haben, das sagte ich ihm auch. Aber der hat nur ganz vergnügt darüber gelacht und gemeint, für unsere Frau Gräfin sei so ein gesunder Aerger ganz zuträglich, er helfe die bösen Gedanken vertreiben, wie es ein tüchtiger Wind mit dem Nebel und den Regenwolken mache. Und dann meinte er noch, in den nächsten vierundzwanzig Stunden würde ich wohl noch mehr hören und sehen, Wunderliches und Erfreuliches. Nun — ich kann's ja abwarten, wenn's was Gutes ist!"

Marie Müller war von dem Sopha aufgestanden und schickte sich zum Fortgehen an.

„Jetzt muß ich zu der Gräfin", sagte sie mit fröhlicherem Ton, als man ihn sonst von ihr zu hören gewohnt war. „Wahrscheinlich ist es der letzte Abend, den ich hier im Hause zugebracht habe. Frau v. Wolfseck ist dem Anschein nach vollkommen wieder genesen, und da wird auch Alles wieder in das alte Gleis kommen!"

Auch Gronau stand auf, um zu gehen; Friedrich wollte ihn noch zurückhalten, aber ein bedeutsamer Blick Albertinens hielt ihn davon ab. Mit vielen Knixen und wiederholten Versicherungen, wie hoch sie die ihr gewordene Ehre zu schätzen wisse, begleitete die alte Köchin ihre jungen Gäste bis in den großen Hausflur, wo das junge Mädchen nach kurzem Abschiedswort die breite Treppe hinauf stieg, während Gronau zögernd und sich wieder und wieder nach der Scheidenden umwendend, dem ihn durch den Garten führenden Jean folgte.

Die alte Köchin war in ihr Stübchen zurückgekehrt und sah, daß ihr Freund, der weißhaarige Friedrich, bedächtig das letzte Glas Wein leerte.

„Herr, Du meine Güte", rief sie voller Erregung aus, „so etwas hätte ich mir nicht träumen lassen! Der Herr Maler und das Fräulein — Beide hier bei mir, in meiner Stube! Und da können Sie ruhig dasitzen, ohne ein Wort zu sagen?"

„Warum denn nicht?" fragte Friedrich. „Die jungen Herrschaften haben mit dem Doctor unsere Gnädige ganz umgewandelt — ist es denn da zu verwundern, wenn sie uns, die wir Dienstboten sind und bleiben, anders behandeln, als wir es verdienen? Herr, Du mein blutiger Heiland! Als ich zum ersten Mal des Fräuleins Gesicht sah, da habe ich meine eignen Gedanken gehabt! Wenn Alles wahr werden sollte, was ich mir so denke!"

„Gott sei Dank!" fiel Albertine ein, „daß Sie endlich mit Ihrem blutigen Heiland kommen! Ich habe schon Angst genug ausgestanden, weil der den ganzen Abend nicht zum Vorschein kam. Aber das sage ich auch, über das Fräulein habe ich meine eigenen Gedanken, und der Herr Gronau muß —"

„Der Herr Gronau muß das Fräulein Müller zu seiner Frau machen", unterbrach Friedrich das Geburtstagskind, „das meinen Sie doch, Tinchen — Minchen! Gut — an uns soll es nicht fehlen. Darauf den Rest."

Wie ein glückverheißendes Zeichen klangen die Gläser der beiden alten Leute aneinander.

IX. Capitel.

* Als der Doctor Erich Wilken mit der Botschaft zu Frau Beatrix Brand gekommen war, daß die Gräfin Wolfseck baldigst ihren Besuch erwarte, da zog Freude und Frohsinn in das bürgermeisterliche Haus ein. Die hagere Frau vergaß ganz, daß sie das Gelübde gethan, den verhaßten Doctor nie mehr eines Blickes zu würdigen; sie wurde liebenswürdig, soweit es ihre gallige Natur zuließ, als sie die ersten Worte aus seinem Munde hörte, und versicherte dann in einem ganzen Schwall von süßlichen Redensarten, daß sie sich freue, wenn der liebe, gute Doctor auch unter den nun nahe bevorstehenden Veränderungen in ihrer gesellschaftlichen Stellung seinen Verkehr mit ihrer Familie fortsetzen würde. Wilken gab ausweichende Antworten und beschränkte sich in der Unterhaltung auf das Allernothwendigste, was er zu sagen hatte. Schneller, als Frau Beatrix erwartete, nahm er wieder Abschied; wäre die kleine Dame nicht so fest davon überzeugt gewesen, daß die Aufforderung der Gräfin unbedingt eine Erfüllung ihrer Wünsche in sich schließe, so hätte des Doctors sarkastischer Ton und halb bedauernder, halb höhnisch lächelnder Blick sie wohl stutzig gemacht.

Als Wilken sie wieder verlassen, hatte Frau Brand eine lange Unterredung mit ihrer Tochter über die Art, wie man sich für den wichtigen Besuch kleiden solle. Auch die Frage wurde lebhaft erörtert, ob es nicht angemessen sei, den einzigen Miethswagen Maifelds für den nächsten Tag zu bestellen.

Christian Brand wunderte sich nicht wenig, bei seiner späten Rückkehr vom Rathhause mit einer Freundlichkeit von Frau und Tochter empfangen zu werden, die ihm seit Jahren nicht zu Theil geworden war. Geheimnißvoll und wichtig thuend, machte Frau Beatrix ihrem Gatten Andeutungen über den Gesinnungswechsel der gräflichen Tante und benutzte die Gelegenheit, des Längeren und Breiteren zu erörtern, wie sich an ihr wieder das alte Sprichwort bewahrheite, daß die Tugend doch endlich nach Verdienst belohnt werde. Erst nach dieser langathmigen Einleitung wurde der Bürgermeister davon in Kenntniß gesetzt, daß die Gräfin Wolfseck einen Besuch ihrer Verwandten erbeten habe.

„Nun und nimmermehr würde ich hingehen", fuhr Frau Beatrix fort, „wenn ich nicht an Justinchen und an Dich dächte. Unser Justinchen ist die einzige Erbin der alten Tante. Um unserem Töchterchen zu der ihr gebührenden Stellung zu verhelfen, will ich der Gräfin die Hand zur Versöhnung reichen, ihr nichts mehr nachtragen und Alles zu vergessen suchen. Alte Leute haben ihre Eigenheiten, nebenbei war die Tante schwer krank. Sie wird gar nicht wissen, wie uns der hergelaufene Maler behandelt hat! Aber ich, ich werde dem jetzt die Thür weisen, ihm mitsammt dem Doctor und dem Frauenzimmer, der Mamsell Müller, die alle Drei unsere Tante zwangen, uns zu verleugnen. O, Du mein Gott, was mag die arme Tante von den Menschen gelitten haben! — Aber ich räume nun bei ihr auf, das ist meine Pflicht. Auch der alte Sünder, der Diener, muß fort, dann ziehen wir zu der Tante ins Haus und pflegen sie!"

Christian hatte aufmerksam zugehört; als seine Frau geendet, athmete er erleichtert auf, weil er der Befürchtung, daß auch ihm eine thätige Rolle bei der Haupt- und Staats-Action zugetheilt werden könne, enthoben war. Auch die Beweisführung, wie richtig es sei, daß er dem Rath seiner Gattin gefolgt und rechtzeitig jeden Verkehr mit den Plebejern in Maifeld abgebrochen, den „Stern" gemieden habe, hörte er ruhig mit an. „So etwas schickt sich eben nicht für uns", deducirte Frau Beatrix weiter. „Dir mag es ja schwer geworden sein, aber das hilft nichts. Wenn ein Mann wie Du, ohne jede Herkunft, in eine der ersten und ältesten Familien hineinheirathet, so muß er Alles vermeiden, was an seine dunkle Vergangenheit erinnern kann. Ich will Dir ja keine Vorwürfe machen, Christian. Thue nur immer Das, was ich Dir sage; dabei fährst Du am besten. Im Winter werden wir nun wohl einige Monate in der Residenz verleben, dort kannst Du durch meine Verbindungen passendere Bekanntschaften machen. Meine erste Sorge muß natürlich sein, daß Du geadelt wirst. Herr von Brand-Wolfseck, ja, das klingt ganz hübsch; man könnte, wenn man den Namen hört, glauben, es müsse so sein. Und dann, ehe ich's vergesse, gleich morgen erklärst Du, daß es Dir nicht länger paßt, hier den Bürgermeister zu spielen. Wir können ja für den Blomeyer ein gutes Wort einlegen, daß er Deine Stelle bekommt. Den armen Leuten wäre ja die Freude zu gönnen. Herr Gott, wird sich die Blomeyer ärgern, wenn sie erfährt, daß wir zu Gelde und Ansehen kommen!"

Des Bürgermeisters Gähnen zeigte an, wie sehr er sich nach seinem Bette sehnte. Seine Frau erlaubte ihm auch, sich zur Ruhe zu begeben, und bald genug bewies ein lautes Schnarchen aus dem Nebenzimmer her, wie wenig die glänzenden Aussichten für die Zukunft ihn hatten aufregen können. Christian Brand war mit dem Gedanken an seine Partie Rummelpiquet eingeschlafen und träumte, daß er alle Asse in der Hand habe und dem Magistratsschreiber jede Karte steche.

Bis tief in die Nacht hinein saß Frau Beatrix mit Justinchen zusammen wie vergraben unter einem Berge von Spitzen und Bändern. Was Mutter und Tochter bisher unter ihren Vorräthen für geschmackvoll und modern gehalten hatten, das erklärten sie jetzt für werthlosen Trödel, den sie nur am morgigen Tage noch benutzen wollten, da die Kürze der Zeit eine Beschaffung neuer Putzsachen unmöglich machte. Dabei kam Frau Brand immer wieder darauf zu sprechen, wie wohlthuend es ihr sei, daß die Blomeyer's und ganz Maifeld nun doch einsehen müßten, welcher Abstand zwischen den Verwandten einer Gräfin und ihnen herrschte. Justinchen wagte es auch, Heppler's Namen zu nennen. Ein strafender, mißbilligender Blick der Mutter traf sie.

„Fi donc, ma mignonne!" rief die Bürgermeisterin aus. „Glaubst Du, den ungebildeten Krämer dürften wir jetzt noch bei uns sehen? Bis heute — nun ja, man erfährt von ihm doch, was in der Stadt vorging, und Du weißt, für alle Fälle muß man sich sichern. Du bist für etwas Höheres bestimmt, und Deine Großtante wird es nie dulden, daß Du einem Manne Deine Hand giebst, der nicht mindestens ein Graf ist. Sollte der Heppler morgen kommen, so sind wir nicht für ihn zu sprechen!"

Wie sehr sich Frau Brand in ihren Erwartungen getäuscht hatte, wie alle Hoffnungen in Bezug auf den Ausgang ihres Besuches bei der Gräfin zu Wasser geworden waren, davon konnte ihr diesmal Niemand etwas anmerken. Gleich nach ihrer Rückkehr setzte sie sich im vollen Putz und mit lächelnder Miene an das Fenster ihrer Wohnstube und befahl ihrer Tochter, ein Gleiches zu thun.

„Es gilt jetzt, das Letzte für Dich zu retten, wir müssen Alles aufbieten, um Heppler heute noch zu einer bindenden Erklärung zu bringen!" begann sie eifrig. „Morgen kann es schon zu spät sein, denn der Doctor und der Maler werden früh genug erfahren, daß wir auf die alte Hexe nicht mehr rechnen können, und was die Beiden wissen, das weiß auch bald die ganze Stadt. Heppler muß glauben, daß Du die Gräfin einmal beerbst, sonst denkt er nicht daran, Dich zur Frau zu nehmen. Jedenfalls bist Du dann versorgt, und daß er als Dein Mann nur Das thut, was Du willst, das erreichst Du, wenn Du meinen Rathschlägen folgst. Paß auf, er kommt her, sobald er uns sieht! Ich werde die Sache einleiten und zur rechten Zeit Dich mit ihm allein lassen. Dann sei geschickt und schlau, aber vorsichtig, laß ihn nicht anders denn als Deinen Bräutigam fort. Ueber die Wolfseck sprichst Du kein Wort; fragt er Dich nach ihr, so weichst Du ihm aus und weist ihn an mich."

Justinchen war eine ebenso vollendete Schauspielerin wie ihre Mutter, und da sie einsah, daß die Rathschläge, die diese ihr ertheilt hatte, annehmbar waren, so beschloß sie auch, die ihr zugeschriebene Rolle mit allen Kräften durchzuführen. Als sie gleich darauf Heppler aus seinem Hause treten sah, warf sie ihm einen halb verschämten, halb auffordernden Blick zu.

„Er kommt zu uns!" rief Frau Brand erfreut aus und setzte mahnend hinzu: „Bedenke, was für Dich auf dem Spiele steht! Als Frau Heppler bist Du immerhin noch eine der Reichsten in Maifeld!"

Heppler's Gesicht zeigte eine unruhige Spannung, als er die beiden Frauen begrüßte, aber auch er verstand es, seine Neugier zu bezähmen, und sprach zuerst eine Weile vollkommen gleichgiltig über das Wetter, ehe er, dem Anscheine nach unbefangen, die Aeußerung hinwarf, daß die Damen heute früher denn gewöhnlich einen Besuch gemacht hätten.

Frau Brand lachte im Stillen über den vollendeten Heuchler.

„Wir waren bei meiner Tante, der Gräfin Wolfseck. Sie wissen doch, daß die alte Dame schwer krank lag. Erst gestern hat Doctor Wilken seine Zustimmung gegeben, daß wir ihren sehnlichsten Wunsch, uns zu sehen, erfüllen durften", sagte sie dann.

„Und wie wurden Sie aufgenommen?" fragte Heppler hastig. „Haben Sie — —?"

Er wagte es doch nicht, die Frage, um die sich bei ihm Alles drehte, offen auszusprechen. Aber die Art, wie ihn Frau Brand jetzt ansah, zeigte, daß seine Gedanken errathen wurden.

„Sie meinen, ob wir Aussicht haben, daß sich die Gräfin ihrer Pflichten gegen uns bewußt wird? Nun, alte Leute haben ihre Wunderlichkeiten. Die Tante hat es mir lange nicht verzeihen können, daß ich gegen ihren Willen meinen Brand heirathete. Dafür soll aber mein Justinchen nicht zu leiden haben. Ich fürchte nur, es wird mir wieder einen schweren Kampf kosten, ehe ich die Zustimmung der Gräfin Tante erlange, wenn Justinchen einmal dem Beispiele ihrer Mutter folgen und bei einer Vermählung auch nur der Stimme ihres Herzens folgen will!"

Heppler hätte diese Aeußerung der Bürgermeisterin an einem anderen Tage wohl mit mehr Bedenken und mißtrauender Ueberlegung angehört. Aber gerade heute hatte er von den Launen der Frau Gertrudis viel zu leiden gehabt; er war mit dem Entschluß aus seinem Hause gegangen, ihrem Regiment ein für allemal ein Ende zu machen. Daß seine Haushälterin, die er im Stillen nur noch den alten Drachen nannte, schleunigst das Feld räumen würde, wenn Frau Brand als zukünftige Schwiegermutter ein Wort mitreden konnte, daran zweifelte er keinen Augenblick.

Frau Beatrix hatte den wechselnden Eindruck in Heppler's Zügen genau beobachtet; sie sah, daß der Köder, den sie nur von Weitem gezeigt, wirkte, daß der Fisch Miene machte, in das Netz zu gehen; dieses zusammenzuziehen, so daß die Beute nicht mehr entschlüpfen konnte, das war Justinchens Aufgabe.

„Eine Hausfrau hat immer den Kopf voll Sorgen und die Hände voll Arbeit! Ich muß in die Küche und sehen, wie es mit dem Mittagessen steht!" sagte sie. „Mein Mann bildet sich ein, ihm schmecke nichts, was ich ihm nicht zubereite. Das ist eine der kleinen Tyranneien, unter denen wir armen Frauen zu leiden haben. Was duldet und trägt aber die Liebe nicht! Was thut ein Weib nicht Alles ihrem Gatten zu Gefallen! Glauben Sie mir lieber Heppler, den wahren Werth eines Weibes lernt ein Mann erst in der Ehe schätzen. Gott sei Dank! Mein Töchterchen ist so erzogen, ihre guten Eigenschaften haben sich unter meiner Fürsorge so entwickelt, daß Der glücklich ist, der sie heimführt!"

Frau Beatrix verließ das Zimmer; in der Thür wendete sie sich noch einmal um.

„Unterhalte Herrn Heppler gut, spiele ihm Deine neue Sonate vor, ich komme sofort zurück!" rief sie Justianen zu.

Sobald sich die Thür hinter der Mutter geschlossen hatte, erhob sich die Tochter auch, trat an das Clavier und blätterte in den Noten.

Heppler sah forschend nach seinem Hause hinüber; an einem der Fenster zeigte sich dort der Kopf der Frau Gertrudis und erschien ihm wie eine Mahnung. Justiane beobachtete unter den gesenkten Augenlidern, wie er doch noch überlegte.

„Soll ich Ihnen etwas vorspielen, Herr Heppler?" fragte sie.

„Nein, nein, Fräulein, lassen Sie das jetzt", antwortete er, ihr näher tretend. „Ich möchte — mir ist heute nicht nach Musik zu Sinne. Aber — was meinen Sie — könnten Sie sich nicht entschließen, mit mir vierhändig sich durch das Leben hindurch zu spielen? Ich denke doch, daß mein Vermögen und Das, was Sie von Ihrer Tante zu erwarten haben, ausreichen wird — nun, wie soll ich sagen? ich meine, es wird ausreichen, um unser Piano in gutem Stand zu halten!"

Justiane triumphirte. Seiner verschrobenen Art nach hatte ihr Heppler da einen Heiraths-Antrag in bester Form gemacht.

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Heppler!" sagte sie trotzdem, aber sie suchte in ihre Stimme einen so schmeichelnden und kosenden Ton zu legen, daß dem alten Junggesellen ordentlich warm ums Herz wurde. Als sie ihn nun noch halb verschämt, halb begehrend ansah, als ein schwaches Roth ihr Gesicht färbte und anzeigte, daß ein Rest jungfräulicher Weiblichkeit doch stärker war, als die Macht aller Berechnung und kalten Ueberlegung, da erschien sie ihm fast schön, schön im Vergleich zu der Wittwe Gertrudis, unter deren harten Regiment er seit Jahren lebte.

„Sie verstehen mich nicht, Justinchen?" rief er lebhaft, die gewohnte Reserve ganz vergessend. „Eine Liebeserklärung kann ich Ihnen nicht machen — dazu bin ich zu alt und zu ungeschickt, aber ich glaube, daß Sie mich verstehen, wenn ich Sie frage: Wollen Sie Frau Heppler werden? Wollen Sie aus diesem Hause ziehen, um in dem da gegenüber zu wohnen?"

Justianens Hand waren die Notenblätter entfallen, halb weinend, halb lachend, Kopf und Herz voll von den widerstreitendsten Gedanken und Gefühlen, sank sie Heppler entgegen, der fast unbewußt die Arme ausbreitete, um sie zu umfassen.

„Lieber, lieber Heppler! Ja, ich will!" hauchte sie. In freudiger Erregung über die Erfüllung ihrer Wünsche schlug ihr Herz laut genug, daß Heppler, an dessen Brust sie lag, es fühlen konnte. Dem trockenen Junggesellen, der bis dahin nicht einmal beim Tanze ein Mädchen umarmt hatte, war es, als ob ein elektrischer Schlag durch seinen Körper fuhr, ihm wurde warm in einem bisher ungekannten und ungeahnten Empfinden.

Frau Beatrix hatte, durch das Schlüsselloch spähend, die Vorgänge genau verfolgt. Jetzt, im ihr richtig scheinenden Moment, öffnete sie die Thür.

„Aber Herr Heppler!" rief sie erstaunt und verwundert aus.

Die Beiden fuhren auseinander. Heppler stand verlegen da, wie ein langaufgeschossener unmündiger Bube, der sich bei der Annectirung von Obst anderer Leute hat ertappen lassen. Nun aber schien der Bürgermeisterin die Situation klar zu werden. Sie eilte auf ihre Tochter zu und schloß sie laut weinend in ihre Arme.

„Justinchen — mein Kind — mein einziges liebes!" jammerte sie unter wiederholten lauten Küssen. „So steht es mit Dir? Das ist es, was Dein Herzchen seit Wochen bedrückt hat? — Und nicht einmal zu Deiner Mama hast Du Vertrauen gehabt? O, Du böses, böses Kind!"

Dann kehrte sie sich zu Heppler um und hob geziert den Zeigefinger der rechten Hand, um ihm zu drohen.

„Nein — zu Ihnen, Heppler, muß ich sagen: Sie böser, böser Mann! Wie ein Wolf im Schafskleide haben Sie sich hier in unsere stille Häuslichkeit eingeschlichen, um mir die Freude und den Stolz meines Daseins, mein Lamm zu rauben; nun muß ich wohl Ja und Amen sagen. Ich will mich dem süßen Glauben hingeben, daß ich jetzt statt eines Kindes deren zwei habe! O, lieber Heppler, einer Frau, einer Mutter Herz ist ja so unerschöpflich an Liebe, reich genug, um auch einem Schwiegersohn genug davon geben zu können!"

Frau Beatrix trocknete mit dem Taschentuch ihre Augen, wischte verstohlen mit demselben über die Lippen und sagte dann zärtlich:

„Umarmen Sie mich, lieber Heppler! Lassen Sie mich mit dem Mutterkuß Ihrer Liebe zu meiner Tochter die Weihe geben!"

Als Heppler die etwas stürmischen Zärtlichkeiten der Bürgermeisterin erduldet hatte, fragte er:

„Aber werden auch Ihr Gemahl und Ihre gnädige Frau Tante, die Gräfin Wolfseck, meiner Verbindung mit Ihrem Fräulein Tochter keine Schwierigkeiten in den Weg legen?"

„Mein Mann? Sie haben meine Zustimmung! Und die Tante Gräfin? Einem fait accompli gegenüber kann sie doch auch nicht mehr opponiren. Wissen Sie was, lieber Heppler? So schwer es mir wird, mich von meinem Kinde zu trennen, so will ich doch nicht hart sein und Ihr Glück verzögern. Ich sorge dafür, daß Justinchen noch in diesem Jahre Hochzeit macht!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus Kaiser Friedrich's III. Tagebuch 1870—71.

* Wir ergänzen die gestrigen Mittheilungen über das in der „Deutschen Rundschau" veröffentlichte Tagebuch Kaiser Friedrich's III. während des Feldzuges 1870 noch durch die folgenden Auszüge:

11. Juli. Thile sehr ernst, kann sich kaum helfen zwischen Ems, Varzin und Sigmaringen, um sich Instructionen zu holen; der Erbprinz ist in den Alpen, der französische Geschäftsträger Lesourd sagt in Gegenwart des österreichischen zum spanischen Gesandten, er werde abreisen, da Niemand zum Verhandeln da sei. 12. Juli. Bismarck will kommen, Gortschakow und Reuß kommen an. 13. Juli. Unterredung mit Bismarck, der am 12. spät aus